Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 176. E paar Dag zurück is der Philipp was mein Hosband is, schon Obends um halb neun Uhr von den Wedesweiler heimkomme. Ich hen schuhr gedenkt es wär ihn ebbes gehäppend, bekahs als e Ruhl kommt er Obends erscht Morgens früh heim. Er hot alliwwer geschmeilt un do hen ich gedenkt, o well, er werd wohl schon seine Lohd hen un kann nicks mehr inseit kriege. Ich hen ihn en Rackelstuhl hingestellt, bekahs ich weiß, wann er in die Kandischen is, dann kann mer ihn nit troste un er is im Stand un setzt sich an den Tehbel odder auch an den Flohr. Ich sin furpreist gewese, daß er gar kein Muhf gemacht hot. Er hot gesagt: Lizzie, du denkst mehbie, ich wär e wenig unner den Wetter, awwer da bist du mißtehken; ich muß dich ebbes verzähle un frage dann for deine Oppinjien. „Ich muß sage un kann nit annerschter leigele, daß ich furpreist war. Er hot mich dann verzählt daß er in den Wedesweiler sein Platz en Mann gemiet hätt, wo bei e Goldmeining Kompenie impleut wär un wo sei Bißneß wär, Stack for die Kompenie zu verkaufe. Der hätt ihn verzählt, daß das Enterpreis giltetscht wär un daß die Piebels wo do inweste dehte mitin e Jahr ihr ganzes Geld an Diffidents eraus hätte. Wann er en Bruder odder en Vatter hätt, wo nor so viel wie en Dahghaus ohne dehte, dann deht er zu se spreche, verkauf das Gelumps un kauf Stack. Leider hätt er awwer kein Vatter un sein einziger Bruder das wär e Schwester un die deht nit mehr lewe. Ich hen den Philipp for e ganze Weil zugehört un off Kohrs sin ich arig interesstet gewese. Bei Galle, hen ich gedenkt, do könnt mer ja ganz gut emol e paar Hunnert Dahler riske. Ich hen awwer nicks gesagt, bikahs ich gleiche in so eme Kehs immer, daß der Phil seine Desischen abgewwe duht; wisse Se, wann's dann den verkehrte Weg komme duht, dann hen ich doch Jemand wo ich for blehme kann. Lizzie hot er gesagt, der Feller is noch bei den Wedesweiler, ich gehn un hole ihn emol herbei, dann könne mer hier in unser Haus emol die ganze Sach iwwertahke. Befohr daß ich etwas hen sage könne, do is er schon fort gewese un nach e paar Minnits is er mit den Schentelmann komme. Sell is en arig feiner Mann gewese un so poleit, daß ich gewischt hen, der Philipp wär auch e wenig so. Well, er hot uns alles eksplehnt un ich muß sage, es hot alles gut zu mich geguckt. Ich hen ihn gefragt, wie es wär, wann daß so e gutes Ding wär, daß nit der Ohner von den Land, wo doch en Milljonehr is, das ganze Land for sich ausbeute deht; in den Kehs wär es doch gar nit nöthig, daß er noch Jemand annerschter for Geld frage deht. Jehs hot er gesagt, das is was die mehrschte Leut frage; awwer mit den Schentelmann is das so e peckjullier Ding; off Kohrs könnt er alles for si chbehalte un könnt inseit von e Jahr odder zwei so reich sein wie der Rackelfeller; awwer er is nit den Weg inkleint; er denkt, ich hen ja plenti for zu lewe un kann auch meine Fämillie noch e paar Dahler for en rehnie Deh zurücklosse, was soll ich also so viel Reichdumm zusammehohrde; lewe un lewe losse, annere Leut solle auch emol e Tschehns hen. Er hot uns alles so schön eksplehnt, daß ich jedes Wort geglaubt hen. Wieviel koste denn die Stacks? hen ich gefragt. Do hat er gesagt: Mer hen erscht drei Dag zurück mit den Sehl gestort un Se könne se jetzt noch for zwanzig Dahler den Schehr kaufe; in drei Woche koste se das doppelte un wann Sie in e Jahr nit hunnerd Dahler werth sin, dann bringe Se se zu mich un ich gewwe Ihne hunnert Dahler for das Stück. Do hen ich gesagt, befohr daß mer kaufe, sollt sich der Philipp doch erscht emol bei den Mister Mehr befrage; der hätt in so Sache mehr Ekspierenz wie mir. Do hot der Ehtschent gesagt: Wenn Sie wisse wolle, was der Mister Mehr driwwer denke duht, dann brauche Se sich nit den Trubel zu mache, hinzulaufe. Er hot e Buch eraus geholt un hot gesagt: Hier steht der Mister Mehr mit zehn Dausend Dahler, hier is der Pressendent von den Bohrd of Etthukehsche mit siwwe Dausend Dahler, un dann hot er uns noch en ganze Bonsch von Nehms von pramminente Zittisens vorgelese. Un hier, hot er gesagt, awwer das is zwischen mich un Ihne, bekahs ich hen geprammißt, daß ich den Schentelmann nit menschene wollt, hier is der Mister Wedesweiler mit fünf un zwanzig Hunnert Dahler. Denke Se daß die Piebels ihr Geld fortwerfe? Lizzie, hot der Philipp gesagt, ich denke mir inweste emol so e Sticker dausend Dahler. Dodruff hen ich nur gewart. Well, hen ich gesagt, ich verstehn off Kohrs von den Bißneß nicks, awwer wann du denkst daß es ahlreit is, dann go ehett. Well, hot der Philipp gesagt, dann sage mer zwei Dausend Dahler, mer wolle uns doch von den Wedesweiler nit so viel biete losse. Damit is das Bißniß gedahn gewese. Der Ehtschent hot gesagt, er sollt ihn e Scheck for fünf Hunnert Dahler ausmache und die Bällenz deht bezahlt wer'n wann mer den Stock kriege dehte. Well, ich hen gedenkt, das is fehr, der Philipp hot den Scheck ausgemacht un der Ehtschent hot motsch obleitscht gesagt un is fort. Wie mer alleins ware, do hen mer zuerscht gelacht un gegickelt, daß mer den Wedesweiler so gefuhlt hatte un wie mer ihn auslache wollte, wann er von seine Schmartheit anfange deht. Der Philipp hot keine Ruh gehabt, er mußt unbedingt noch emol bei den Wedesweiler, hot mich awwer pramisse müsse, daß er nicks sage deht. Wann er heim komme is, kann ich nit sage, awwer ich hen die ganze Nacht von unsere Stacks gedriemt un hen mich schon alles ausgedenkt, was mer mit den viele Geld anfange wollte. Es is ja gut genug, mir sin gut ab, awwer es geht doch nicks driwwer, wann mer so recht reich is.

Mit beste Rigards
Yours
Lizzie Hanfstengel.

Der älteste Tunnel.

Die glückliche Vollendung des Simplon-Tunnels hat die Erinnerung an einen Tunnelbau aufgefrischt, der an sich zwar unbedeutend gewesen sein mag, aber den einzigartigen Vorzug genießt, wohl der älteste seiner Art gewesen zu sein, da seine Erschaffung mehr als zweieinhalb Jahrtausende zurückliegt. An zwei Stellen des Alten Testaments ist davon die Rede, daß der König Ezechias seine Hauptstadt Jerusalem mit einer Wasserleitung versorgte, und Jesus Sirach sagt noch genauer: „Ezechias befestigte die Stadt und leitete Wasser hinein; er ließ mit Bronze den Fels durchbohren, um das Wasser in einem Reservoir aufzubewahren." (Luther übersetzt weniger genau: Er ließ in den Fels graben und Brunnen machen.) Aus dieser Angabe darf man schließen, daß damals bereits Felsbohrungen mit Werkzeugen aus Bronze vorgenommen wurden. Es ist auch mit ziemlicher Sicherheit bekannt, daß der betreffende Tunnel bei dem Orte Siloe gelegen hat, denn es ist später noch verschiedentlich davon die Rede, auch noch beim Evangelisten Johannes.

Ezechias scheint mit diesem Tunnelbau zweierlei bezweckt zu haben: einmal die Stadt Jerusalem im Fall einer Belagerung mit gutem Trinkwasser zu versehen und gleichzeitig dem Belagerer das Wasser zu entziehen, indem er es nach der Stadt leitete. Der Tunnel von Siloe besteht noch heute. Im Jahre 1888 entdeckten dort badende Kinder eine Inschrift, die sich bei genauerer Prüfung als althebräisch erwies. Der Inhalt macht einige Angaben über den Bau des Tunnels und beweist, daß die Arbeit damals, ebenso wie es bei den heutigen Tunnelbauten geschieht, von beiden Seiten gleichzeitig begonnen wurde und daß sich dann die Arbieter in der Mitte begegneten. Der Tunnel ist heute 1600 Fuß lang und hat die gebogene Gestalt eines S. Noch heute läßt sich feststellen, an welcher Stelle die Arbeiter aufeinander gestoßen sein müssen.

Der Platinschnupfen.

Daß gewisse gewerbliche Beschäftigungen einen nachtheiligen Einfluß auf die Schleimhaut der Athmungswege ausüben, und daß die Nase solchen Schädigungen in erster Linie ausgesetzt ist, gilt als eine allseitig bekannte Thatsache. Die Fortschritte auf technischem und industriellem Gebiete machen uns immer wieder mit neuen Stoffen der belebten und unbelebten Natur bekannt, die in dieser Hinsicht nachtheilig wirken. Die allerneueste Gewerbekrankheit, welche die Nase betrifft, nennt sich Platinschnupfen; sie befällt vorzugsweise solche Personen, die beruflich oder als Amateure mit der edlen Kunst des Photographirens zu thun haben. Ein Leser des British Journal machte diesem die interessante Mittheilung, daß es ihm seit einiger Zeit nicht mehr möglich sei, Platinpapier zu verarbeiten, da er, sobald er nur wenige Minuten mit dem Papier hantirt habe, einen fürchterlichen Schnupfen bekomme. Früher sei ihm diese Erscheinung ganz unbekannt gewesen. Von vielen anderen Seiten wurde diese Beobachtung bestätigt.

So schreibt ein anderer Leser des englischen Blattes, daß es ihm ebenso gegangen sei, und daß er das Papier deshalb von einem Gehilfen habe schneiden lassen; aber ohne Erfolg; denn sobald er die Kopierrahmen mit dem Platinpapier beschickte, bekam er den Katarrh und zugleich so heftiges Augenthränen, daß er seine Kunden nicht mehr erkennen konnte. Diese an Heuschnupfen erinnernde Erscheinung wird dem Staube zugeschrieben, der vom Platinpapier ausgeht, sofern es sehr trocken ist. Man sollte — so räth das Fachblatt — das Platinpapier in Formate geschnitten kaufen und besonders das Reißen der Formate vermeiden; außerdem muß für gute Ventilation, am besten für Zugluft, gesorgt werden.

Meine erste Novelle.

Humoreske von Ernst Klein.

Er trug stets, Sommer und Winter, einen langen, schwarzen Salonrock und darunter eine rothsammtne Weste mit grünen Tupfen, hatte lange, blonde Locken und klemmte immer, wenn er mit Jemandem sprach, mit unnachahmlicher Grazie ein Monocle ins Auge.

Ich lernte ihn in einem Kaffeehause kennen, in welchem er täglich von zwei Uhr Nachmittags bis acht Uhr Abends dem edlen Piquet oblag. Ich durfte ihm dabei kibitzen und hatte schon nach einigen Malen die Ehre, ihm aufschreiben und die Cigarre anzünden zu dürfen. Allmählich erlangte ich auch das Recht, mich laut zu verwundern, wenn er einmal einen Fehler machte.

„Ja, wissen Sie", sagte er dann so ohnehin, „ich bin so zerstreut."

Wie konnte es anders sein, als daß ein so bedeutender Mann nicht zerstreut sein sollte?

Er war Herausgeber, Eigenthümer, Chef- und verantwortlicher Redakteur einer Wochenschrift, genannt „High-life", die jede Woche das Bild eines anderen Aristo- oder Plutokraten brachte.

Ich las sie immer von der ersten bis zur letzten Zeile durch, so interessirte sie mich, und wenn ich einmal in ein fremdes Kaffeehaus kam, verlangte ich sofort mit lauter Stimme die „High-life". Auf diese Weise verschaffte ich eines Tages meinem Gönner sogar ein neues Abonnement, wodurch unser Verhältniß sichtlich an Innigkeit und Wärme zunahm.

Einige Tage nach diesem für mich so glückbringenden Ereignisse klemmte er, als ich ihm im Kaffeehaus gegenübersaß, plötzlich das Monocle ins Auge und sagte:

„Wissen Sie, lieber Junge, Sie könnten sich noch auf ganz anderer Weise meinem Blatte nützlich machen und sich selbst einen großen Dienst erweisen. Haben Sie noch nichts geschrieben?"

Ich fühlte, wie ich bis an die Ohren roth wurde — vor Freude, Stolz, Verlegenheit, was weiß ich!

„O ja", stammelte ich, „Ge—dich—te".

Ein mitleidiges Lächeln war seine Antwort.

„Lieber Junge, wenn ich „geschrieben" meine, so denke ich an vernünftige, verwendbare Dinge, an ein Feuilleton zum Beispiel, nehmen Sie irgend einen aktuellen Stoff, so einen der in der Luft liegt, oder sonst irgend einen, und machen Sie daraus ein Feuilleton oder ein Novellchen und bringen Sie es mir. Vielleicht kann ich es dann verwenden. Soll mich freuen!"

Das war beinah zu viel des Glücks für meinen neunzehnjährigen Embryonenverstand. Ich fürchtete den Verstand zu verlieren, wenn ich noch länger in dieser mit Genie, Ruhm und Geist durchtränkten Atmosphäre sitzen bliebe. Ich ergriff daher meinen Hut und stürmte hinaus ins Freie!

Die auf diesen denkwürdigen Tag folgenden drei, vier Tage schlief ich nicht, aß und trank ich nicht, sondrn dachte nur an das Feuilleton, das ich schriben sollte. Ich grübelte über einen Stoff nach, daß ich schließlich Kopfschmerzen bekam.

Doch eines Abends, als ich bereits der hellen Verzweiflung nahe, kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über mich.

Plötzlich war der Stoff da und augenblicklich setzte ich mich hin, um ihn auszuarbeiten. Ich schrieb die ganze Nacht durch, und als der Morgen graute, war die Novelle sogar in der Reinschrift fertig. Es war eine rührende Geschichte, in der sämmtliche starben. Ein junger Arbeiter bringt seinen Bruder um, weil er glaubt, daß dieser ihm seine Braut abspenstig gemacht habe. Dann aber kommt er darauf, daß ein ganz anderer ihm diesen zweifelhaften Liebesdienst erwiesen hat, und knallt nun diesen anderen mit sammt seiner treulosen Braut nieder. Zum Schlusse tödtet er sich selbst ..

Nach Tisch rollte ich die zwölf eng beschriebenen Quartseiten zusammen und eilte damit ins Kaffeehaus, wo ich sie dem Meister überreichte. Er steckte sie ein und sagte: „Ich werde sie schon lesen."

Damit ging er, ohne mir Adiem zu sagen.

Ich wartete einen, zwei, drei Tage, eine Woche, zwei — ihn zu fragen, traute ich mich natürlich nicht.

Endlich aber faßte ich mir doch einmal ein Herz, als er außerordentlich guter Laune war, da sein Partner durch seine Spielkunst um dreißig Mark leichter geworden.

Er war aufrichtig erschrocken und betrübt.

„Mein Junge", rief er, indem er mich umarmte, „seien Sie mir nicht böse, ich habe ganz darauf vergessen. Aber bis morgen habe ich sie bestimmt gelesen. Sie wissen ja, ich bin so zerstreut!"

Große Leute rechnen mit großen Maßstäben. Der eine Tag bis „morgen" ward zu einer Woche, aber nach Verlauf dieser Geduldsprobe holte er eines Tages mein Manuskript hervor und theilte mir mit, daß meine Arbeit sehr viel Talent zeige — bei welchen Worten ich erröthete — jedoch nicht nach seinem Geschmacke sei — bei welchen Worten ich wieder erblaßte. Ich sollte sie ändern. Der Bruder sollte den Bräutigam erschießen und dann die Braut — aus niederträchtiger, eifersüchtiger Rachsucht natürlich. Und den dritten, den eigentlichen Verführer, sollte ich ganz vergessen, der störe nur das Ensemble.

Gehorsamst arbeitete ich nun meine Novelle um. Diese Arbeit war eigentlich ganz verschieden von meiner ersten, gefiel mir aber weitaus besser als diese, und ich betrachtete sie als Meisterwerk. Wiederum verfertigte ich eine Reinschrift, die jedoch zu meinem Leidwesen nur 9 Bogen füllte, und legte sie dem Meister vor.

Dieser las sie aber gar nicht, sondern sagte:

„Wissen Sie, lieber Junge, ich habe mir das Ganze überlegt. Die Geschichte paßt nicht so recht für den Rahmen meines Blattes. Ich werde Sie dem „Wandersmann" empfehlen. Der Herausgeber ist einer meiner besten Freunde. Der wird die Novelle bringen."

Sogleich schrieb er mir auf eine Visitenkarte, die so groß war wie eine Verlobungsanzeige, daß ich ein außerordentlich talentirter junger Mann sei und er mich seinem geehrten, lieben Freunde als Mitarbeiter empfehle.

Am nächsten Tage kletterte ich die fünf Stock zur Redaktion des „Wandersmann" empor, klopfte schüchtern an und überreichte meine Empfehlung einem kleinen, buckligen Manne, der mir die Thür öffnete. Dieser las die Karte und sagte: „Geben Sie her und kommen Sie nach acht Tagen wieder her."

Nach acht Tagen erfuhr ich von Neuem, daß aus der Arbeit unleugbar mein sgroßes Talent hervorgehe, sie aber für sein Blatt nicht verwendbar sei, weil mich aber sein bester Freund, der Eigenthümer von der „High-life", protegire, werde er mich Herrn Balther, dem Eigenthümer der „Notenblätter" empfehlen.

Herr Balther war ein sehr liebenswürdiger Herr, der mit Andacht von meinem Talente Kenntniß nahm und meine Novelle an Ort und Stelle durchlas. Wer beschreibt die Gefühle des Stolzes, der Angst, der Hoffnung.

Endlich war ich aus diesem Zustande der Qual erlöst, indem ich — zum dritten Male! darüber aufgeklärt wurde, daß die Arbeit sehr viel Talent zeige, aber in der Form nicht zu gebrauchen sei. Sie sei zu wenig musikalisch; die „Notenblätter" seien ja ein Musikblatt. Ich solle die Geschichte in's Musikalische übersetzen.

Zum dritten Male arbeitete ich sie um. Diese dritte Novelle war wieder ganz anders als die erste und auch ganz anders als die zweite. Aber schön war sie auch, das mußte ich mir gestehen. Der Bräutigam war jetzt Violinspieler, die Braut eine Pianistin, der Bruder Cellist, und statt des weggelassenen Dritten führte ich einen ganzen Männergesangverein ein.

Siegesgewiß überbrachte ich die Arbeit Herrn Balther. Er las sie durch und lächelte.

„Sie haben Talent", sprach er, „um Sie wäre es schade. Ich werde Sie dem „Skorpion" empfehlen."

So zog ich denn mit der dritten Bestätigung meines Werthes aus, den „Skorpion" zu überfallen. „Skorpion", „Skorpion"! Nie hatte ich etwas von diesem Blatte gehört, und da ich mich geschämt hatte, meinen letzten Gönner danach zu fragen, mußte ich ihn erst heraussuchen. Ich ging von einem Kaffeehaus zum andern, nirgendwo lag er auf. Aber der Ehrgeiz hatte mich einmal gepackt, und so stellte ich dann meine Wanderungen nicht ein, bis ich endlich weit draußen, in verschollenen Gründen, in einem Kaffeehause zweifelhafter Eleganz auf meine Frage eine bejahende Antwort erhielt. Doch ich fiel fast vom Stuhle, als ich ihn in die Hand nahm. — —

Der „Skorpion" war ein — Witzblatt!

Treppen aus Drahtglas.

Auf eine neue, oder wenigstens bisher vernachlässigte Anwendung des Drahtglases machen die Direktoren der großen Spiegelmanufaktur zu St. Gobnin in Südfrankreich, Scharnitzauer und Obwalt, aufmerksam, nämlich auf die für Treppen. Es würde durch sie Licht geschaffen für Räume, die unter der Treppe sonst im Dunkeln liegen, namentlich für Kellerräume; und im Falle eines Brandes bieten Drahtglastreppen wesentlich größere Sicherheit als Holztreppen, da sie nicht brennen und im Falle der Erhitzung auch nicht einstürzen, sondern nur springen, aber ihren Zusammenhalt behalten. Drahtglastreppen entwickeln auch keinen Qualm, der andere so häufig unbrauchbar macht und den Bewohnern den Weg an's Freie abschneidet. Sie können in dieser Beziehung mit den Betontreppen auf eine Stufe gestellt werden.

Wenn uns ein Licht aufgeht, das uns erleuchtet, erlischt oft ein anderes, das uns wärmte.

* * *

Es gibt tausend Krankheiten und nur eine Gesundheit.

Japan als Weltmacht.

Obwohl Japan der geographpischen Lage noch eine ostasiatische Macht ist, steht es doch mit mehreren der Hauptnationen des Westens in naher Beziehung. Großbritannien, Deutschland und die Ver. Staaten, um nur einige Staaten zu nennen, haben sämmtlich Besitzungen im Stillen Ozean, und das Emporkommen Japans als große Seemacht würde sie genöthigt haben, ihre Beziehungen mit ihm in neue Erwägung zu nehmen, auch wenn die Niederlage Rußlands nicht so vollständig gewesen wäre.

Um die Stärke oder Schwäche von Japans Weltstellung richtig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß seine Zukunft unzweifelhaft aufs engste mit der Chinas verknüpft ist. Dieses große Reich mit seinen unermeßlichen Hilfsquellen, seinem großen Reichthum, seiner riesenhaften Bevölkerung übt einen wesentlichen Einfluß auf das Wohl und Wehe Japans. Japan mag nicht beabsichtigen, China zu beherrschen, aber es ist darauf angewiesen, friedliche und nahe Beziehungen mit seinem großen Nachbarn zu unterhalten. Es muß des eigenen Interesses wegen diesen Nachbar vor der Gefahr einer Theilung durch Europa beschützen und bedarf seiner Erhaltung als Kornkammer, Markt und Bollwerk. In diesem Sinne hat sich Japan, soweit es irgend konnte, die Freundschaft Chinas gesichert und ist so erfolgchreich in seinem Bestreben gewesen, daß es die Verachtung der Chinesen in Bewunderung verwandelt hat.

Die Chinesen bewundern Japan nicht wegen seiner Europäisirung, sondern wegen der Geschicklichkeit, mit welcher die Japaner, während sie alles ihnen Nützliche von der westlichen Kultur annehmen, dabei doch ihre geistige Unabhängigkeit und die von den Chinesen als wichtigste Zeichen wahren orientalischen Charakters betrachteten Eigenschaften sich bewahrt haben.

Mit der Annahme europäischer Kleider haben die Japaner sich nicht zugleich europäische Philosophie oder Religion angeeignet, und sie sind nun daran, China zu zeigen, wie ein solcher Umschwung geschehen kann, ohne daß die Vorurtheile des Orientalen verletzt werden. Das war der einzige Weg, auf dem Japan die Freundschaft und Mitwirkung Chinas gewinnen konnte, und da das für Japans Zukunft ebenso wesentlich ist wie seine Anerkennung durch die westlichen Mächte, kann man annehmen, daß Japan hierin wie in jeder anderen Hinsicht eine bestimmte Politik verfolgt hat. Japan übt zurzeit bestimmenden Einfluß auf das himmlische Reich und beherrscht daneben viele strategische Punkte in der Nähe der chinesischen Küste. Aber obwohl Japan bestrebt ist, China zu reformiren, übt es zurzeit doch erst auf Chinas Grenzgebiet unmittelbare Wirkung aus.

Man darf nicht vergessen, daß die Wiedergeburt Japans in Wahrheit aus einer gegen alle Fremden gerichteten Bewegung hervorgegangen ist, entstanden aus dem Wunsche, das Land gegen fremde Eingriffe zu schützen. Dieser Geist braucht in China nicht gepredigt zu werden; er ist dort von Alters her herrschend. Aber an der Küste, wo Japans Einflüsse wirksam, sehen wir bereits, daß die Chinesen die alten, nutzlosen barbarischen Mittel aufgeben und wirksamere, modernere Handhaben anwenden, um ihre Ziele bei den Westmächten zu erreichen. Eine der ersten Folgen des Krieges muß daher die gründliche Erwägung der künftigen Stellung der Welt zu China sein, und diese Nothwendigkeit wäre noch bedeutend drängender, wenn nicht neue Ideen im himmlischen Reiche so langsam Eingang fänden. Aber einmal eingeführt, werden sie weiter wirken, und die Mächte sehen sich vor der Nothwendigkeit zu erwägen, wie sie sich in Zukunft zu diesem erwachenden Riesen stellen wollen.

Japan als Weltmacht steht also nicht allein, es hat die noch unentwickelte, aber sehr bedeutende Macht Chinas hinter sich. Mehr als je richten sich die Pläne der handeltreibenden Nationen auf den Stillen Ozean und das große chinesische Reich. Vor wenigen Jahren glaubten sie, dieses Reich auftheilen zu können; jetzt hat sich die Lage vollständig geändert. Sie sehen sich genöthigt, um diesen Handel miteinander in Wettbewerb zu treten, sie laufen sogar Gefahr, sich davon ausgeschlossen zu sehen, wenn sie keine Opfer dafür bringen.

Welcher Art diese Opfer sein müssen, sehen wir jetzt. Schon ist viel zugestanden worden. Wenn ostasiatische Prinzen und Prinzessinnen als gleichgestellte Gäste von den ersten Monarchen Europas empfangen werden, so ist kein Zweifel mehr möglich, daß die Mauern, mit denen die weiße Rasse sich abzuschließen suchte, fallen und daß eine orientalische Nation als Weltmacht anerkannt ist. Das widerspricht keinem natürlichen Gesetz, das verletzt keine grundlegende Wahrheit. Die weißen Rassen hatten die Theorie aufgestellt, daß ihnen die Weltherrschaft zukomme, und daß die gelben Völker grundsätzlich unter den weißen stünden. Obwohl aber der Verlauf der neueren Geschichte diese Auffassung zu bestätigen schien, hat es sich doch nur um eine Phase der Weltentwicklung gehandelt, und Japan hat bewiesen, daß es Eigenschaften besitzt, auf die jede zivilisirte Nation stolz sein kann.

Andererseits ist es ein Irrthum anzunehmen, daß Japan Thaten vollbracht hat, die bisher unerhört oder gänzlich eigenartig wären. Die Geschichte wiederholt sich immer auf's neue. Wir staunen, in einem modernen und noch dazu orientalischen Volk einen Heroismus und eine Selbstaufopferung zu finden, wie sie das alte Griechenland oder noch frühere Reiche in den Zeiten ihrer enthusiastischen Jugend bewiesen haben. Japan hat, während es mit einem Sprunge aus dem feudalen Mittelalter zu modernen Einrichtungen überging, den Geist der früheren Zeit sich bewahrt. Der blinde Gehorsam zu den Führern und zum Kaiser stammt noch aus den Zeiten der Feudalherrschaft und es ist unberührt geblieben von der Lehre des Individualismus, die im modernen Europa gepredigt wird.

Japan ist ferner das Land kleiner Bauern geblieben, die Heimath von Leuten, die von den Erzeugnissen ihres Landes leben, eines gesunden, ehrlichen, einfachen Volkes, wie es alle solche hartköpfigen Bauernvölker sind. Die nächste Phase der japanischen Geschichte muß aber die des gewerblichen Aufschwungs sein. Schon hat dieser Prozeß begonnen, und er wird jetzt nach dem Frieden weitere rasche Fortschritte machen. Ohne solche Entwicklung kann Japan nie groß werden; denn es verfügt über zu wenig Kapitalkraft, seine inneren Hilfsquellen sind zu schwach, und es wird in Zukunft genöthigt sein, für Erhaltung und Stärkung seiner Seemacht große Opfer zu bringen. Gleich England, dem Japan in so vielen Punkten ähnelt, wird es ein Mittelpunkt gewerblichen Lebens werden. Dadurch werden natürlich nicht allein die Lebensbedingungen, sondern auch der Charakter des Volkes nothwendig in Mitleidenschaft gezogen; und Handel und Gewerbe haben sich nie mit Feudalsystemen vertragen. Nothgedrungen wird im japanischen Volk der Wunsch nach stärkerem Antheil an der Regierung laut werden.

An Stelle der Lehre von der Göttlichkeit des Kaisers und an Stelle der ängstlichen Geheimhaltung der Thätigkeit der Regierung wird daher ein System nach Art der modernen konstitutionellen Monarchie treten müssen. Gleichzeitig werden die Probleme, welche durch ein gewerbliches Proletariat, durch den Kampf zwischen Kapital und Arbeit und das Ringen zwischen Volk und privilegirten Klassen bedingt werden, in Erscheinung treten. Bei einigen war es schon der Fall. Man hat schon von Ausständen in japanischen Fabriken und von Kämpfen im dortigen Parlament gehört. Das letztere wird als gewählte Volksvertretung seine Stellung unhaltbar finden, solange der Kaiser Rechte und Privilegien in Anspruch nimmt, die seiner angeblichen göttlichen Abkunft entsprechen. Ihr organisatorisches Talent, ihr Fleiß und ihre angeborene Logik werden den Japanern bei der Abfindung mit diesen schweren Problemen zweifellos von Nutzen sein.

Auf der anderen Seite hat die japanische Nation den Nachtheil, daß ihre große geistige und religiöse Ideale fehlen. Noch niemals ist aber ein Volk ohne einen religiösen Ansporn zu bedeutender Höhe emporgestiegen. Die Japaner stehen allein darin, daß sie bewußt an Stelle des Monotheismus einen unklaren Panteismus gesetzt haben, der übrigens den Beifall vieler ihrer Gebildeten nicht gefunden hat. Japans Religion ist der Patriotismus; aber Vaterlandsliebe, so edel sie ist, kann doch nicht bei führenden Männern der Nationen höhere geistige Ideale ersetzen. Sobald die große nationale Gefahr, die Japan jetzt geeint und für den Kampf gestärkt hat, überwunden ist, und sobald es in die gefährlichen Zeiten des Wohlstandes gelangt, werden jene Nachtheile sich fühlbar machen, und wie andere Weltmächte wird Japan an der Lösung innerer wie äußerer Aufgaben zu arbeiten haben.

Es ist unnöthig, auf diese Sachlage, welche klugen Japanern wohl bekannt ist, hinzuweisen, nicht um ihre Erfolge zu verkleinern, sondern um sie in richtigem Maße einzuschätzen. Die Furcht vor dem Phantom der gelben Gefahr hat die wahren Ziele Japans nur zu oft übersehen lassen. Eins davon: Das eine, das ihm zunächst am Herzen lag, war seine Aufnahme als gleichberechtigtes Mitglied in den Kreis der Großmächte. Es hatte herausgefunden, daß es dieses Ziel nur mit dem Schwerte erreichen konnte, und es hatte auch erkannt, daß dieser Erfolg für seine Zukunft nothwendig war. Japan nimmt nun den ersten Platz unter den orientalischen Völkern ein, aber es wäre irrig anzunehmen, daß es in dieser Stellung in einen Gegensatz zur westlichen Welt treten wolle. Durch Jahrhunderte hat der Westen den Osten bedrängt und angegriffen; Japan hat hierin einen Umschwung herbeigeführt, aber es denkt nicht daran, die Rollen zu vertauschen. Es ersehnt Gleichberechtigung.